



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



**John
Lanchester**

**DIE
MAUER**

Roman

**Aus dem Englischen
von Dorothee Merkel**

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Wall«
bei Faber & Faber Ltd; London

© 2019 by Orlando Books Limited

Für die deutsche Ausgabe

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer Illustration von © Tom Berry, London

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96391-5

Im Gedenken an Peggie Geraghty

I

Die Mauer

1

Es ist kalt auf der Mauer. Das ist das Erste, was einem jeder erzählt, und auch das Erste, was einem auffällt, wenn man dorthin versetzt wird. Das ist es, woran man die ganze Zeit denken muss, wenn man sich auf ihr befindet, und daran erinnert man sich, wenn man nicht mehr dort ist. Es ist kalt auf der Mauer.

Man sucht nach Metaphern. Es ist so kalt wie Schiefer, wie ein Diamant, wie der Mond. Wie ein verächtliches Almosen – ein besonders passender Vergleich. Aber bald begreift man, dass sich diese Kälte am meisten dadurch auszeichnet, dass sie eben keine Metapher ist. Sie lässt sich mit nichts vergleichen. Sie ist einfach nur eine reale Gegebenheit. Jedenfalls diese Art von Kälte. Kälte ist Kälte ist Kälte.

Das ist also das Erste, was dir entgegenschlägt. Die Kälte hier ist mit keiner anderen Kälte vergleichbar. Sie durchdringt alles, als sei sie eine ständige materielle Eigenschaft dieses Ortes. Die Kälte ist eines seiner grundlegendsten Merkmale, sie wohnt ihm inne. Sie schlägt dir als gebündeltes Ganzes entgegen, wenn du das erste Mal zur Mauer kommst, am ersten Tag deines Einsatzes. Du weißt, dass du zwei Jahre dort sein wirst. Du weißt, dass es im Wesentlichen überall gleich aussieht, jedenfalls geographisch, aber dass alles davon abhängt, wie die Leute sein werden, mit de-

nen du zusammen in einer Einheit dienen wirst. Du weißt, dass du nichts daran ändern kannst. Es ist beängstigend, aber auf gewisse Weise auch ein wenig befreiend. Keine andere Wahl. Alles an der Mauer besagt, dass man keine Wahl hat.

Du durchläufst eine kurze, nicht besonders umfangreiche Ausbildung. Sechs Wochen. Hauptsächlich geht es um das richtige Halten, Pflegen und Abfeuern deiner Waffe. In dieser Reihenfolge. Ein bisschen Fitnessübungen, aber nicht viel, dafür eine Menge Training, wie man es schafft, um Mitternacht sofort aufzuwachen, Training zu Schlafstörungen, plötzlichen Panikattacken, plötzlichen Änderungen in der Dienstabfolge, Disziplintests in den frühen Morgenstunden. Das pauken sie dir unablässig ein: Disziplin ist wichtiger als Mut. In einem Kampf gewinnen diejenigen, die tun, was man ihnen befohlen hat. Es ist anders als in den Filmen. Sei nicht mutig, tue einfach nur, was dir befohlen wird. Das ist mehr oder weniger alles. Der Rest der Ausbildung geschieht auf der Mauer selbst. Du erhältst sie von den Verteidigern, die schon länger dort sind als du. Und du gibst dein Wissen dann an die Verteidiger weiter, die nach dir ankommen. Das ist also so gut wie alles, was man kann, wenn man dort eintrifft: Mitten in der Nacht aufstehen und mit einer Waffe umgehen.

Für gewöhnlich trifft man nach Einbruch der Dunkelheit ein. Ich weiß nicht, warum, aber so wird das dort eben gehalten. Man hat bereits einen langen Tag hinter sich, wenn man ankommt: Man läuft zu Fuß, nimmt einen Bus, einen Zug, dann einen zweiten Zug und schließlich einen Laster. Der Laster setzt dich dort ab. Lässt dich und deinen Rucksack einfach in der Kälte und Dunkelheit stehen. Und da ist sie

dann, die Mauer, direkt vor dir, ein langgestrecktes Ungeheuer aus Beton, das sich bis in weite Ferne zieht. Obwohl die Mauer absolut senkrecht ist, bekommst du, wenn du direkt darunterstehst, das Gefühl, als würde sie überhängen. Als könnte sie auf dich herabfallen. Als lehnte sie sich gegen dich.

Die Luft ist voller Feuchtigkeit, selbst wenn es draußen nicht wirklich nass ist, was jedoch oft der Fall ist. Entweder es regnet, oder die Gischt sprüht vom Meer herauf. Für gewöhnlich ist es nicht besonders windig, wenn man direkt hinter der Mauer steht, aber manchmal eben doch. In der Dunkelheit und Feuchtigkeit sieht die Mauer schwarz aus. Der einzige Pfad oder Wegweiser oder Hinweis, was man tun oder wo man hingehen soll, ist eine Betontreppe – sie lassen dich immer in der Nähe der Treppe raus. Am oberen Ende leuchtet ein kleines, schwaches Licht, das aus dem Wachhaus kommt, aber in diesem Moment weißt du noch nicht, was du da siehst. Stattdessen drehen sich deine Gedanken hauptsächlich darum, dass die Mauer höher ist, als du erwartet hattest. Natürlich hast du sie auch früher schon einmal gesehen, im wirklichen Leben, auf Bildern, vielleicht ja sogar in deinen Träumen. (Das ist eines der Dinge, die du auf der Mauer erfährst: dass es viele Leute gibt, die von ihr träumen, lange bevor sie dorthin geschickt werden.) Aber wenn du am Fuß der Mauer stehst und hochschaust und weißt, dass du zwei Jahre lang dort sein wirst und dass das Beste, was dir in diesen zwei Jahren passieren kann, ist, dass du überlebst und wieder von der Mauer herunterkommst und nie wieder auch nur einen einzigen Tag in deinem Leben irgendwo in ihrer Nähe verbringen musst – dann sieht sie ganz anders aus. Sehr hoch und sehr gerade und sehr dunkel.

(Das ist sie auch.) Die vollkommen frei liegenden Betonstufen sehen steil und rutschig aus. (Das sind sie.) Das Ganze wirkt wie ein kalter, harter, unbarmherziger Ort. (Das ist er.) Du fühlst dich gefangen. (Das bist du.) Du sehnst dich danach, dass all dies hinter dir liegt, du sehnst dich danach, woanders zu sein, du würdest alles darum geben, nicht hier sein zu müssen. Vielleicht sprichst du ja, selbst wenn du nicht religiös bist, ein Gebet, sprichst es laut heraus oder ganz leise mit zusammengebissenen Zähnen, das ist ganz gleich, denn es ändert nichts, weil dein Gebet nämlich lautet: Bitte, bitte, bitte, lass mich von dieser Mauer herunterkommen. Und doch bist du dort, auf der Mauer. Du steigst die Treppe hinauf. Du beginnst dein Leben auf der Mauer.

Ich zitterte, als ich die Stufen hinaufkletterte. Ich würde ja gerne glauben, dass das an der Kälte lag, aber das tat es wahrscheinlich nur zur Hälfte, und die andere Hälfte war Angst. Es gab kein Geländer, und die Betonstufen wurden beim Aufstieg mit jedem Schritt feuchter. Ich bin nicht schwindelfrei und noch nie besonders gut mit hochgelegenen Orten zurechtgekommen, selbst mit denen nicht, die gar nicht besonders hoch waren. Mir ging durch den Kopf, dass ich ausrutschen und herabstürzen könnte, und je höher ich stieg, desto mächtiger wurde dieser Gedanke. Ich werde herunterfallen und mir den Schädel zerschmettern und sterben, und meine Zeit auf der Mauer wird vorbei sein, bevor sie überhaupt begonnen hat, dachte ich. Ich werde zur Witzfigur werden. Weißt du noch, dieser Idiot, der...? Aber falls das passiert, werde ich die Mauer wenigstens los sein.

Endlich kam ich oben an dem Wachhaus an. Durch ein Milchglasfenster fiel Licht nach draußen. Ich konnte nicht ins Innere sehen. Ich wusste nicht, wo ich hingehen oder

was ich tun sollte, aber es gab keine andere Möglichkeit, also klopfte ich. Es kam keine Antwort. Ich klopfte wieder und hörte ein Geräusch. Das nahm ich als Zeichen dafür, dass ich hereinkommen sollte.

Als ich den Raum betrat, wurde ich von einem warmen Luftschwall eingehüllt. Sofort beschlug meine Brille und ich konnte nichts mehr sehen. Ich hörte, wie jemand lachte und wie jemand anderes eine leise Bemerkung machte. Ich nahm die Brille ab und sah mich blinzelnd um. Der Raum war ein schmuckloser, nüchterner Kasten aus Beton. Sämtliche Wände waren mit Karten bedeckt. In der dem Eingang gegenüberliegenden Ecke saßen zwei Personen. Eine von ihnen war ein imposanter schwarzer Mann mit narbendurchfurchten Wangen, der einen olivgrünen Uniformpullover trug. Das war der Hauptmann, auch wenn ich das in diesem Moment noch nicht wusste. Er war der Einzige auf der ganzen Mauer, den ich jemals eine Uniform habe tragen sehen. Für uns andere war diese Kleidung einfach nicht warm genug. Er sah mich an, ohne zu lächeln. Hinter ihm standen drei Computerbildschirme mit grün flackernden Radaranzeigen.

»Ein Verteidiger, der nichts sehen kann«, sagte er. »Großartig.«

Die andere Person – ein gedrungener weißer Mann mit einer roten Strickmütze – lachte prustend. Das war der Sergeant. Aber auch das wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

»Ich heiße Kavanagh«, sagte ich schließlich. »Ich bin neu.« Es kommt mir jetzt idiotisch vor, und selbst damals kam es mir idiotisch vor, aber ich hatte keine Ahnung, was ich sonst sagen sollte. Die beiden Männer lachten nicht einmal. Sie

starrten mich einfach nur an. Der uniformierte Mann stand auf, kam zu mir herüber und sah mich von oben bis unten an. Er war groß, mindestens einen halben Kopf größer als ich.

»Ich bin der Hauptmann«, sagte er. »Das hier ist der Sergeant. Tun Sie grundsätzlich, was wir Ihnen sagen, ohne nachzufragen, warum. Es dauert etwa vier Monate, bis Sie überhaupt eine Ahnung haben, was Sie hier tun. Ich habe die uneingeschränkte Macht, Ihren Aufenthalt hier zu verlängern, ohne dass Sie dagegen Einspruch erheben können. Ich muss dafür keinen Grund angeben. Und Sie kommen erst dann wieder von der Mauer herunter, wenn zwei Jahren verstrichen sind und ich entscheide, dass Sie jetzt wieder gehen können. Das ist der einzige Weg. Falls man Ihnen das bei Ihrer Ausbildung nicht klargemacht hat, dann mache ich Ihnen das jetzt klar. Also: Ist das klar?«

Das war es. Und das sagte ich auch.

»Bringen Sie ihn zur Kaserne«, sagte er zu dem Sergeanten. »Ich gehe raus auf die Mauer.«

Und weg war er. Das Auftreten des Sergeanten änderte sich ein wenig, sobald er auf sich allein gestellt war. »Also gut«, sagte er. »Es gibt zwei Sergeanten, einen für jede Schicht. Ich bin für Ihre Schicht zuständig. Der andere Sergeant ist gerade auf der Mauer. Ich sollte eigentlich längst im Bett sein, aber ich bin aufgeblieben, um Sie in Empfang zu nehmen, weil ich nämlich ein verdammter Heiliger bin. Da können Sie jeden fragen. Den Rest Ihrer Schicht werden Sie morgen früh kennenlernen. Ich gebe Ihnen jetzt nur einen ganz kurzen Überblick über Ihren Einsatzort, alles Weitere erfahren Sie dann morgen. Wie der Hauptmann schon sagte, es dauert eine Weile, bis man alles begriffen hat, und die beste Methode liegt in der Wiederholung. Sie können an-

fangs noch Fragen stellen, aber das geht dann allen sehr rasch auf die Nerven, deshalb gebe ich Ihnen den guten Rat, erst einmal nachzudenken, bevor Sie die Klappe aufreißen, ob es nicht eine naheliegende Antwort auf Ihre Frage gibt, egal, welche Sie gerade stellen wollen.«

Er zeigte mir die Kantine – ein nackter Betonkasten mit Tischen und Stühlen –, den Aufenthaltsraum – ein nackter Betonkasten mit einem riesigen Fernsehbildschirm und arg verschlissenen Sofas –, die Waffenkammer, die aber gerade verschlossen war, und die Krankenstation – ein nackter Betonkasten mit vier Metallbetten und keinerlei medizinischem Personal. Dann führte er mich zwei Treppenläufe nach unten zur Kaserne, die von den Verteidigern »der Raum, in dem alle schlafen« genannt wurde. Auch hierbei handelte es sich um einen nackten Betonkasten. Nachdem ich etwa eine Minute lang im Eingang stehen geblieben war, hatten sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt und ich konnte nun die wichtigsten Einzelheiten erkennen. Es gab dreißig Betten in dem Raum, fünfzehn zu beiden Seiten, die durch eingezogene Sperrholzwände zu einzelnen Schlafnischen abgetrennt worden waren. Am gegenüberliegenden Ende gab es einen Waschraum. Ich war mit dieser Raumanordnung bereits bestens vertraut, weil die Kaserne, in der ich während der Ausbildung gewohnt hatte, ganz genauso ausgesehen hatte. Eine Seite hatte keine externe Lichtquelle, auf der anderen gab es mehrere kleine viereckige Fenster etwas über Kopfhöhe. Die Betten an der rechten Wand waren alle leer, denn diese Hälfte der Kompanie hatte gerade Nachtdienst. In den Betten, die an der linken Wand standen, lagen lauter schlafende Körper, außer in dem neunten Bett in der Reihe, das leer stand und das nun mir gehörte.

Ich stellte meine Tasche an der Rückseite meiner Nische ab, zog meine Schuhe und die äußeren Kleiderschichten aus und stieg ins Bett. Das Laken fühlte sich rau an, aber die beiden Decken waren ziemlich dick, und mir wurde rasch wieder warm. Ich konnte das Murmeln und Schnarchen meiner neuen Truppenkameraden hören. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass ich seit meiner Abfahrt nichts mehr gegessen hatte. Wenn ich Hunger habe, bin ich immer ganz aufgedreht, weshalb mir nun die Gedanken viel zu wild durch den Kopf wirbelten, als dass ich hätte schlafen können. Ich lag da, müde, schlaflos und beklommen, starrte die Decke an und dachte: Ich muss nur noch zwei Jahre hier aushalten. Noch siebenhundertneunundzwanzig Nächte, nachdem ich erst mal diese hier hinter mich gebracht habe. Das heißt, immer gesetzt den Fall, ich habe Glück und es geht nichts schief.

Ich muss dann doch eingeschlafen sein, denn ich wurde geweckt. Oder vielleicht war es auch nur eine neue Art von Schlaf – eine Art, bei der man nicht die guten Seiten des Schlafs erlebt, sondern nur all die üblen Seiten des Aus-dem-Schlaf-gerissen-Werdens. Ich hörte einen Wecker, und ein paar Augenblicke später spürte ich, wie mein Bett geschüttelt wurde, und öffnete die Augen. Das Gesicht eines Mannes beugte sich über mich, nahe genug, dass ich seinen heißen, leicht ranzigen Atem riechen konnte. Das Gesicht schien aus nichts als einem Bart, Augen und einer Wollmütze zu bestehen. Das Positive war jedoch, dass es lächelte.

»Aha. Frischfleisch«, sagte er. »Ich bin der Korporal. Auch bekannt als Yos. Fünf Minuten zum Waschen, fünfzehn fürs Frühstück, dann versammeln wir uns.« Er schüttelte das Bett noch einmal, als sollte dies Glück bringen, richtete sich

dann auf und ging zum Waschraum. Auch er war ein großer Mann, weit über einen Meter achtzig groß. Überall um mich her stiegen nun auch andere Truppenmitglieder aus ihren Betten, brummten und kratzten sich. Ich sah, dass die meisten von ihnen mehr oder weniger vollständig bekleidet schliefen. Der Korporal blieb ein paar Meter weiter stehen und drehte sich zu mir um.

»Guck nicht so besorgt«, sagte er. »Du kennst doch diese Redensart, wo die Leute sagen, mach dir keine Sorgen, vielleicht kommt es ja gar nicht erst so weit? Das hier ist etwas anderes. Du bist auf der Mauer. Es ist längst so weit gekommen.« Dann lachte er und ging davon.



Die Kompanie bestand aus dreißig Verteidigern, die in zwei Staffeln oder Schichten von jeweils fünfzehn Personen aufgeteilt waren. Außerdem gab es auf jeder Wachstation noch etwa fünf Angehörige des ständigen Personals sowie Köche und Reinigungskräfte. Die Kompanien wechseln sich ab: jeweils zwei Wochen auf der Mauer und zwei Wochen woanders. Eine dieser zwei Wochen, die man nicht auf der Mauer verbringt, dient dem Training, allgemeinen Wartungsarbeiten und was sonst noch so anfällt, die andere ist Freizeit. Die Zusammensetzung der einzelnen Staffeln ändert sich nur dann, wenn jemand seine Zeit auf der Mauer abgedient hat. Das ist ein fortlaufender, nie endender Prozess, weshalb es auch immer eine Mischung aus Verteidigern gibt, die sich dem Ende ihrer Zeit auf der Mauer nähern, und solchen, die gerade erst begonnen haben. Das sind immer die beiden nervösesten, fahrigsten Gruppen: Die, die noch ganz am An-

fang stehen, haben keinen blassen Schimmer von dem, was sie tun, und diejenigen, die fast fertig sind, haben das Gefühl, sie bräuchten nur die Zunge auszustrecken und könnten schon die Freiheit schmecken, von der ihr Leben nach der Mauer erfüllt sein wird. Sie können nur an zwei Dinge denken: wie wunderbar es sein wird, von hier fortzukommen, und was für eine Katastrophe es wäre, wenn während der letzten paar Tage noch irgendetwas schiefginge. Die Verteidiger in der Mitte – also diejenigen, die sich in einiger Entfernung vom Anfang und vom Ende befinden – sind da viel stoischer.

Von meiner Staffel hatte ich bereits den Sergeanten und den Korporal kennengelernt. Man konnte sie immer sehr leicht voneinander unterscheiden, ganz gleich, wie weit sie entfernt waren oder wie dick sie sich aus Schutz vor der Kälte eingemummt hatten, denn der Sergeant war schwer und gedrungen, und der Korporal war groß. Wir nannten den Sergeanten »Sarge« und den Korporal »Yos«. Yos' Hobby war das Schnitzen, und wenn wir nicht gerade auf der Mauer standen, dann werkelte er für gewöhnlich mit einem sehr gefährlich aussehenden, gebogenen Messer an irgendeinem Stück Holz herum. Was die anderen Mitglieder der Truppe anging, so war es an diesem ersten Vormittag und auch noch ein paar Tage später gar nicht so leicht, sie voneinander zu unterscheiden. Das lag an all diesen Kleidungsschichten. Unglaublich viele Schichten! Beim Frühstück, wenn sie mit gesenkten Köpfen und schweigend über ihrem Haferbrei saßen, war es sogar schwierig, meine neuen Kameraden nach ihrem Geschlecht zu unterscheiden. Es müssen alle auf die Mauer, egal, ob Mann oder Frau, und das Verhältnis liegt grob bei jeweils fünfzig Prozent, weshalb die Hälfte meiner

Staffel aller Wahrscheinlichkeit nach aus Frauen bestand. Aber das konnte man im Grunde genommen nur herausfinden, wenn man die Person direkt fragte, und das schien mir keine ideale Methode, um das Eis zu brechen.

Nach dem Frühstück gingen wir für eine kurze Lagebesprechung zur Offiziersmesse, die wegen der ramponierten, unbequemen Tische und Stühle eher wie ein Klassenzimmer aussah. Die Besprechung wurde vom Hauptmann abgehalten. In seinem Rücken hingen zwei Karten, bei denen es sich zum einen um eine detaillierte dreidimensionale Projektion unseres Abschnitts der Mauer handelte und zum anderen um eine in einem kleineren Maßstab gehaltene Darstellung der fünfzig Kilometer langen Küste, die uns umgab. Wie ich noch erfahren würde, ging es in diesen Lagebesprechungen fast nie um irgendwelche gewichtigen Neuigkeiten, abgesehen von der Temperatur und der Wettervorhersage – auch wenn dies natürlich sehr wichtige Informationen waren. Manchmal berichtete man uns von einer kleinen Flotte von Anderen, die entdeckt und aus der Luft angegriffen worden waren. Diese Berichte bekamen wir für den Fall, dass vielleicht ein paar von ihnen überlebt hatten und möglicherweise in unsere Richtung unterwegs waren. Gelegentlich gab es auch Nachrichten zur Gesamtsituation, über ausgefallene Ernten oder den Zusammenbruch eines Landes oder die politische Koordination zwischen mehreren reichen Ländern oder irgendeine andere Neuigkeit aus der neuen Welt, in der wir seit dem Wandel lebten. Manchmal gab es Berichte über einen Angriff, bei dem Andere eine neue oder unerwartete Taktik angewandt oder in überraschend großen Mengen angegriffen hatten. Falls Andere jemals durchkamen, erfuhren wir sofort davon. Dann wurde es immer

sehr still im Raum. Man sagte uns wann, wo und wie viele es waren.

An meinem ersten Tag gab es keine derartigen Neuigkeiten. Wir saßen da, schlurften mit den Füßen und zappelten unruhig herum, bis schließlich der Hauptmann den Raum betrat. Wir standen auf – zwar nicht, um zu salutieren, aber immerhin, wir standen auf. Der Hauptmann führte ein strenges Regiment. Es gab viele Posten, wo sich der dortige Befehlshaber keine solche Mühe machte. Der Hauptmann nickte, und wir setzten uns wieder. Dann wurde es still im Raum.

»Nichts Besonderes heute«, sagte er. »Es gibt keine Berichte, dass Andere gesichtet worden seien, weder aus der Luft noch auf See. Keine wichtigen Nachrichten von der übrigen Welt. Es sind gerade zwei Grad Celsius, später wird es ein Hoch von fünf Grad geben, was sich wegen des Windes etwa wie null Grad anfühlen wird. Eine gute Neuigkeit: Wir haben einen neuen Verteidiger, sodass wir jetzt wieder vollzählig sind. Kavanagh, erheben Sie sich.«

Das tat ich. Ich sah mich im Raum um, und alle vierzehn Mitglieder meiner Staffel begegneten meinem Blick.

»Er beginnt jetzt seine zwei Jahre mit uns. Zwei Jahre, falls er und Sie Glück haben und wir alle unsere Arbeit tun. Denken Sie daran, die ersten Wochen ist er immer noch in der Ausbildung. Also vergessen Sie das nicht. Dies ist keine Übung. Wir könnten heute angegriffen werden, und sowohl er als auch Sie müssen auf alles gefasst sein. Okay, das ist alles. Ich sehe Sie dann, wenn ich meine Runden mache.«

Wir standen auf und gingen zum Ausgang. Der Sergeant kam zu mir herüber und zeigte auf eine mürrisch aussehende rothaarige Frau, die kaugummikauend in der ersten Reihe

saß und während der Lagebesprechung die ganze Zeit damit beschäftigt gewesen war, mit einem Taschenmesser ihre Fingernägel zu reinigen. Danach zeigte er auf einen äußerst bärtigen Mann, der neben ihr saß, und schließlich noch auf ein geschlechtlich nicht einzuordnendes, amorphes Wesen mit einer Sturmhaube, das hinter mir gesessen hatte.

»Nehmen Sie ihn in die Mitte, Sie drei«, sagte er. »Posten acht bis vierzehn. Hifa nimmt den Granatwerfer. Ich komme dann in einer halben Stunde und sehe nach Ihnen.«

Wir gingen auf den Wall hinaus, der zur Mauer führte. Der Sergeant sah sich in der Runde um und gab dann den Befehl – jenen Befehl, der früher einmal als der furchteinflößendste Befehl in der ganzen Armee berüchtigt war, der schrecklichste Satz, den man in seinem Leben jemals hören würde, weil er immer die unmittelbare Vorstufe eines Nahkampfes war, Worte, die bedeuteten, dass man allerhöchstwahrscheinlich an diesem Tag töten oder getötet werden würde. In der neuen Welt war er zu einem Satz geworden, den alle Verteidiger zu Beginn einer jeden Schicht zu hören bekamen.

Er sagte:

»Pflanzt auf die Bajonette!«

Und so begann es.

2

Ich glaube, früher nannte man das »konkrete Poesie«, wenn jemand ein Gedicht schreibt, bei dem die auf der Seite gedruckten Worte wie ein Gegenstand aussehen, und zwar genau der Gegenstand, den das Gedicht zu beschreiben versucht. So wie zum Beispiel ein Gedicht über einen Baum in der Gestalt eines Baumes, wie dieses hier:

Ein
Gedicht
über einen
Baum in der
Gestalt eines Baumes,
in diesem Fall ein Weihnachts-
baum, keine sehr überzeugende Darstel-
lung eines Baumes und auch kein besonders gutes
Gedicht, aber es will ja auch kein unsterbliches Meister-
werk sein, sondern nur ein Beispiel, um zu zeigen, wie es geht,
ok?

Ein konkretes Gedicht. Das fühlt sich wie die passende Form für das Leben auf der Mauer an, weil nämlich das Leben auf der Mauer eher einem Gedicht gleicht als einer Geschichte. Die Tage unterscheiden sich kaum voneinander, es geschieht

nicht viel, das einen Verlauf hätte und von dem man behaupten könnte, dass es von A nach B ginge. Es gibt nicht viel zu erzählen. Es besteht zwar andauernd die Möglichkeit, dass etwas passiert – das ständige Risiko einer plötzlichen und totalen Katastrophe –, aber das ist nicht dasselbe wie etwas, das tatsächlich passiert. An den meisten Tagen passiert nämlich nichts. Das, womit ein typischer Tag die größte Ähnlichkeit hat, ist der Tag davor und der Tag danach. Er ist weniger eine zeitliche Einheit als vielmehr ein physisches Element. Die Zeit ist ein Ding. Ein Objekt. Und weil die Mauer der alles beherrschende Faktor in deinem Leben ist und auch in dem Leben all derer, die dich umgeben, und weil deine Pflichten und dein Tagesablauf und deine Gedanken sich sämtlich um die Mauer drehen und weil dein zukünftiges Leben dadurch bestimmt wird, was auf der Mauer geschieht – du kannst hier ganz leicht dein Leben verlieren oder das Leben, das du eigentlich haben wolltest –, beginnen die beiden Elemente, sich miteinander zu vermischen, die Zeit und die Mauer, die Zeit und die Mauer, die Mauer und der Tag und dein Leben, das an dir vorbeigleitet, eine Minute nach der anderen.

Hinzu kommt noch, dass du während des absolut größten Teils deiner Zeit hauptsächlich auf Beton starrst. Du stehst darauf, du schläfst darin, dein Zuhause und dein Arbeitsplatz und der Ort, an dem du isst, und der Ort, wo du scheißt, und der Ort, der sich in deinen Träumen einnistet – alles aus Beton. Unverrückbarer, harter, unwiderruflich in eine konkrete Form gegossener Beton. Konkret ... da ist es wieder, das Wort. Du könntest über die Mauer in Prosaform reden oder in Gedichtform, aber egal, wofür du dich entscheidest: Beton wäre das markanteste, konkreteste Element darin.

In Prosaform wäre es eine Frage der schieren Ausmaße. Die Mauer ist zehntausend Kilometer lang, mehr oder weniger. (Dieses Land hat eine Menge Küste.) Auf der Mauerkrone beträgt ihre Breite über jeden einzelnen Zentimeter der Strecke genau drei Meter. Die Seite, die zum Meer hingehet, ist für gewöhnlich fünf Meter hoch, auf der Landseite ist das je nach Beschaffenheit des Geländes unterschiedlich. Alle drei Kilometer gibt es ein Wachhaus, also insgesamt über dreitausend, in etwa. Es gibt Wälle, Treppen, Kasernen, Ausfahrtsschleusen für Boote, Hubschrauberlandeplätze, Lagerräume, Wassertürme, Zugangswege und Gebäude und so weiter. Alles ist aus Beton. Wenn man die nötigen Statistiken und auch die Zeit und genügend Langeweile hätte, dann könnte man genau ausrechnen, wie groß die Menge ist, aber es genügt wohl zu sagen, dass es sehr viel Beton ist. Millionen von Tonnen. Das ist die Prosa.

Doch Prosa ist irreführend, wenn es um die Frage geht, wie es sich anfühlt und wie es einem vorkommt. Die Tage sind immer gleich, mit unterschiedlichen Wetterverhältnissen, der Ausblick ist immer gleich, mit unterschiedlichen Sichtverhältnissen, und die Menschen, die dich zu beiden Seiten umgeben, sind ebenfalls immer gleich. Das Ganze ist also statisch, es ist keine Geschichte. Es ist ein unveränderliches Bild mit ein paar Variablen. Es ist Poesie, und wie ich schon sagte, es ist konkrete, um nicht zu sagen betonierte Poesie, mit ein paar sich wiederholenden Elementen. Eines davon wäre der Beton selbst:

Beton Beton Beton Beton Beton
Beton Beton Beton Beton Beton

Beton Beton Beton Beton Beton
Beton Beton Beton Beton Beton
Beton Beton Beton Beton Beton
Beton Beton Beton Beton Beton

Aber dann gibt es noch das Wasser, den Himmel, den Wind, die Kälte. Immer Wasser, Himmel, Wind, Kälte und natürlich Beton, weshalb es auch manchmal eine Betonwasserhimmelwindkälte ist, wenn sie alle zugleich auf dich einbranden, als seien sie ein einziges Element, gebündelt, wie ein Faustschlag, Betonwasserhimmelwindkälte. Obwohl es andererseits nicht immer in dieser Weise geschieht, manchmal greifen sie dich auch einzeln an, als voneinander abgetrennte Phänomene und in einer unterschiedlichen Reihenfolge, es könnte also so sein wie

Kälte:::Beton:::Wind:::Himmel:::Wasser

oder manchmal geschieht es auch langsamer, manchmal dauert es seine Zeit, bis du sie wirklich in deinem tiefsten Innern spürst, es könnte zum Beispiel einer jener seltenen, vollkommen aus der Reihe fallenden klaren, ruhigen Tage sein (es gibt sie, wenn auch nicht oft, aber es gibt sie), und in diesem Fall ist es dann wie ein noch kürzeres Haiku

Himmel!
Kälte
Wasser
Beton
Wind

und manchmal ist deine Wahrnehmung auch verlangsamt, besonders, wenn es sehr kalt ist, eiskalt, und du schon müde bist und dein Wachdienst fast zu Ende ist, und dann ist es eher wie

Kälte

Beton

Kälte

Wasser

Kälte

Himmel

Kälte

Wind

Kälte

Ah, ja, die Kälte. Das körperliche Gefühl, das man hat, wenn man sich auf der Mauer befindet, ändert sich die ganze Zeit, aber es ändert sich innerhalb eines sehr eng gesteckten Rahmens. Es ist immer kalt, doch es gibt mehr als eine Sorte von Kälte, wie du bald feststellst, es gibt Typ 1 und Typ 2. Typ 1 ist die Kälte, die immer vorhanden ist. Sie beginnt, wenn du in der Kaserne aufwachst, so wie ich an jenem ersten Tag, und es schon kalt ist. Und es bleibt kalt, während du dich wäschst und auf die Toilette gehst und deine Tageskleidung anziehst, die verschiedenen Schichten übereinanderhäufst, beginnend bei der Thermounterwäsche, den inneren Schichten, den äußeren Schichten, deiner ganzen Kälteschutzausrüstung, und dann gehst du und isst etwas, es ist immer Haferbrei und manchmal irgendetwas mit Protein und ein warmes Getränk, und du nimmst dir so viele Energieriegel wie du glaubst, den Tag über essen oder vielmehr ertragen zu kön-

nen, bis du dann für die Lagebesprechung zur Offiziersmesse hinübergehst, bei der es manchmal Informationen zu neuen Bedrohungen gibt, aber bei der du meistens nur erfährst, dass der heutige Tag genauso sein wird wie der gestrige, du gehst zur Waffenkammer und holst dir deine Waffen, dann ziehst du die äußere Schicht deiner Kleidung an, winddichte und wasserdichte Sachen und eine Mütze und Handschuhe, jeder benutzt eine andere Art von Ausrüstung, sodass das Ganze inzwischen so aussieht wie die am schlechtesten organisierte Armee der Welt, was in gewisser Weise ja auch stimmt. Dann gehst du nach draußen auf die Mauer und sofort trifft dich Typ 1 der Kälte, die Kälte, die immer schon da ist, die du so gut kennst und so sehr hasst, es ist, als wärst du in einer von diesen Bands, die schon seit Jahrzehnten zusammenspielen und so viel Zeit miteinander verbringen und sich so unendlich gut kennen, dass sie es nicht mehr ertragen, auch nur eine Sekunde länger in der Gesellschaft der anderen zu verbringen, sie können die anderen mit verbundenen Augen am Gestank ihrer Fürze erkennen, und doch haben sie keine Wahl, denn das ist es ja schließlich, was sie tun und wer sie sind. Dann gehst du zu dem Posten, der dir für diesen Tag zugeteilt wurde (oder für die Nacht, wenn du Nachtdienst hast, was exakt das Gleiche ist, nur zwölf Stunden später), und löst den Glückspilz ab, der jetzt dienstfrei hat, während du der Pechvogel bist, der statt seiner Dienst tun muss. Und wenn du dann schließlich bei deinem Posten angekommen bist, der auch mal anderthalb Kilometer entfernt sein kann, dann hat dein Körper schon etwas Wärme produziert und du hast angefangen, gegen die Kälte anzukämpfen, und es wird dir klar, dass dir, solange du dich immer nur weiterbewegst, gerade so eben warm genug sein wird. Das ist die Kälte vom Typ 1.

Typ 2 beginnt auf die gleiche Weise, außer dass sie immer kälter wird, je länger du dich in ihr bewegst. Nachdem du zwanzig Minuten lang zu deinem Posten gelaufen bist, ist dir kälter als an dem Moment, an dem du aufgebrochen bist. Die Kälte dringt in dich ein, tief und gründlich und geradezu innig. Sie fühlt sich gefährlich an, weil sie gefährlich ist. Es gibt Menschen, die auf der Mauer an Unterkühlung gestorben sind. Bei Typ 2 hast du keine andere Wahl, als dich so viel zu bewegen, wie du nur kannst. Das Wichtigste aber ist, dass du im Vorfeld versuchst herauszufinden, ob und wann es sich um die Kälte von Typ 2 handelt, und dass du dich dann entsprechend wappnest. Das bedeutet das Doppelte von allem: die doppelte Menge Haferbrei, die doppelte Menge warme Getränke. Manchmal rennt einer deiner Kameraden zurück zur Kaserne und kommt mit mehr Kleidern und einer großen Thermosflasche mit warmer Flüssigkeit zurück, irgendetwas, egal was. Ich habe sogar Berichte von Einheiten gehört, die sich in den kältesten Nächten ein Feuer gemacht und sich darum versammelt haben, aber der Hauptmann würde uns so etwas niemals durchgehen lassen. Die Kälte vom Typ 1 kann einem vertraut, ja, fast freundlich vorkommen, weil man sie so gut kennenlernt. Während des Rests deines Lebens wirst du dich, wann immer dir kalt ist, an die Mauer erinnern und an diese Art von Kälte. Und weil du dich an diesem Punkt nur noch daran erinnerst, wie elend du dich gefühlt hast, und zwar in einer Zeit, in der du dich weit weniger elend fühlst – du wirst dich zwangsläufig und per definitionem besser fühlen, weil du nicht mehr auf der Mauer bist –, wird es zwar nicht gerade eine glückliche Erinnerung sein, aber eine Erinnerung mit einer glückbringenden Wirkung: Hurra, ich bin nicht mehr auf der Mauer! Ir-

gendjemand hat einmal gesagt, es gebe kein größeres Elend, als sich an eine Zeit des Glücks zu erinnern, während du inmitten einer Zeit der Verzweiflung bist, und das ist sicher wahr, aber konzentrieren wir uns doch auf das Positive und erinnern uns daran, dass auch das Gegenteil wahr ist. Wenn du dich an einen schlimmen Ort erinnerst und du nicht länger an diesem schlimmen Ort bist, dann fühlt sich das gut an. So, als würdest du aus einem Albtraum aufwachen.

Über Typ 2 gibt es keine positiven Gedanken. Er schneidet und bohrt und strömt in dich hinein. Die andere Kälte fühlt sich wie etwas an, das außerhalb von dir ist und mit dem du irgendwie fertigwerden musst. Typ 2 fühlt sich an, als sei er etwas Innerliches. Diese Kälte dringt in deinen Körper ein, in deinen Kopf. Sie verdrängt einen Teil von dir, sie gibt dir das Gefühl, als gäbe es nun weniger von dir. Typ 1 kannst du bekämpfen, indem du dich bewegst oder indem du an etwas anderes denkst. Bei Typ 2 gibt es nichts anderes mehr. Manchmal gibt es nicht einmal mehr dich. Über Typ 1 beschweren sich die Leute. Bei Typ 2 werden sie still, sogar später noch, wenn es schon wieder vorbei ist. Typ 2 ist eine Vorahnung des Todes.

An meinem ersten Tag herrschte Typ 1. Wir kletterten die Rampe hinauf und liefen dann auf der Mauer entlang zu unseren Posten. Es war kalt, fürchterlich kalt, aber nicht gefährlich. Kalt und mittelklar. Man kann die Sichtverhältnisse auf der Mauer immer daran einschätzen, wie viele Wachtürme man sehen kann. An jenem Tag konnte ich die nächsten beiden Türme sehen, aber nicht den dritten. Die Türme liegen jeweils drei Kilometer auseinander, das heißt also, man konnte sechs Kilometer weit sehen, aber nicht neun. Oder auch sieben. Also mittelklar. Das ist immer das Erste,

was man überprüft, denn daran erkennt man, auf welche Entfernung man sich etwaig nähernde Andere entdecken kann. Klare Tage sind besser, es sei denn, du musst gegen die Sonne schauen, während sie auf- oder untergeht. In einem solchen Fall sind diese Tage weder besser noch schlechter. Angriffe erfolgen oft genau zu dieser Zeit und auch aus dieser Richtung – was den Anderen eigentlich einen Vorteil verschaffen sollte. Aber weil wir wissen, dass das ihre bevorzugte Zeit ist, sind wir meistens darauf vorbereitet. Zumindest ist es das, was man meinen sollte. Doch von allen erfolgreichen Angriffen geschehen etwa die Hälfte während der Morgen- oder Abenddämmerung.

Meine Mitverteidiger murrten und brummten und schimpften, während wir unterwegs zu unseren Posten waren. Die Mauer ist oben mit Schotter bestreut, jedenfalls auf einigen Abschnitten, um auch bei Nässe für einen sicheren Tritt zu sorgen. Dies hier war einer dieser Abschnitte. Wir knirschten und stapften vor uns hin. Alle zweihundert Meter blieb jemand bei seinem Posten stehen, löste sich aus der immer weiter in sich zusammenschrumpfenden Gruppe und bezog seine Stellung neben der Person aus der anderen Staffel, die bisher dort Wache gestanden hatte. Manchmal bekam man ein paar Schimpfworte oder Worte der Erleichterung zu hören, eine Mischung aus Gott-sei-Dank und Das-wurde-ja-verdammt-noch-mal-Zeit. Alle Verteidiger, die ihren Posten verließen, sahen vor Erschöpfung ganz grau aus und gingen mit schweren Schritten. Ein oder zwei der Wächter, die an den am weitesten entfernten Posten gestanden hatten, kamen uns bereits entgegen, obwohl wir noch gar nicht bei ihnen angekommen waren und ihre Beobachtungsstationen genau genommen in der Zwischenzeit un-

besetzt blieben. Das hätten sie in Anwesenheit des Hauptmanns niemals getan, und falls er sie dabei erwischt hätte, hätte er automatisch einen weiteren Tag zu ihrer Zeit auf der Mauer hinzugefügt.

Mittlerweile war es hell geworden. Die Sonne stand noch recht tief, aber dank der Wolkendecke blendete sie nicht.

Die Posten waren mit verblichener weißer Farbe in einem Abstand von jeweils hundert Metern durchnummeriert worden. Auf jedem Posten stand eine Bank aus Beton, die aufs Meer hinausschaute und breit genug für zwei Leute war. Der bärtige Mann blieb bei Nummer 8 stehen, die Frau, neben der er gesessen hatte – vielleicht waren sie ja ein Paar, die wortlose Vertrautheit, die sie miteinander zu haben schienen, legte das nahe –, hielt bei Nummer 10 an. Als wir bei Nummer 12 ankamen, zeigte Hifa, die Gestalt mit der Sturmhaube, auf mich, sagte »Hier« und ging dann weiter zur nächsten Station, der 14 und somit letzten Position, für die unser Wachhaus zuständig war. Der Verteidiger, der auf meinem Posten gestanden hatte, ein klobiger Mann, der ungefähr so groß war wie ich, nahm seinen Rucksack auf, warf sich das Gewehr über die Schulter und ging ohne ein Wort oder eine Geste davon.

Ich zog meinen Rucksack aus und lehnte ihn gegen den Wall. Dann stellte ich mich hin und sah aufs Meer hinaus. Zwölf Stunden – das kam mir so vor, als könne das eine sehr, sehr lange Zeit werden. Manche Kompanien teilten sich ihre Zeit in zwei Schichten von jeweils sechs Stunden auf, aber unser Hauptmann gehörte zur alten Schule, die eher auf ein Zweiersystem schworen: Entweder du hast Dienst oder du hast keinen Dienst. Im Augenblick schien mir das die übelste Regelung auf der ganzen Welt zu sein, aber ich wusste, dass

ich in elf Stunden und fünfundvierzig Minuten sehr dafür sein würde.

Obwohl alle die Mauer »die Mauer« nennen, ist das nicht ihre offizielle Bezeichnung. Offiziell heißt sie nämlich »Nationale Küstenverteidigungsbefestigung«. Auf offiziellen Dokumenten wird sie zu NKVB abgekürzt. Jedes Wachhaus hat einen Namen und eine Nummer. Unsere Bezeichnung war Ilfracombe 4. Wir befanden uns am äußersten Ende einer langgezogenen Krümmung im Küstenverlauf. Direkt vor mir und auch im Winkel von neunzig Grad zu beiden Seiten war nichts zu sehen als der Ozean. Falls man das, was direkt vor mir lag, als zwölf Uhr bezeichnete, dann gab es von neun Uhr bis drei Uhr nichts als Wasser. Wenn man sich dann weitere zehn Grad zur Seite drehte – also nach acht Uhr oder vier Uhr –, dann konnte man sehen, wie sich die Mauer in Schlangenlinien bis in weite Ferne ausstreckte. Die Konstrukteure, die für ihren Bau verantwortlich waren, hatten versucht, sie so gerade wie möglich zu halten, weil gerade gleich kürzer ist. Doch es gab zu viele Orte, wo es wegen der natürlichen Gestalt dessen, was früher einmal die Küstenlinie gewesen war, günstiger wurde – sowohl was die Zeit und Mühe als auch was den Beton anbelangte –, sich nach dem existierenden Verlauf der Küste zu richten. Dieser Abschnitt hier war wohl einer dieser Orte. Mein neues Zuhause.

3

In jedem Lebensbereich, in jedem Job und jeder Berufung gibt es eine Erfahrung, die das tatsächliche Tun einer Sache radikal von der ihr vorausgehenden Ausbildung und Vorbereitung unterscheidet, sei sie auch noch so umfangreich gewesen. Du hast keine Ahnung davon, was Boxen eigentlich ist, bevor dir nicht jemand einen Hieb ins Gesicht verpasst hat, du hast keine Ahnung, wie es ist, in einer Fabrik Schichtarbeit zu verrichten, bevor du nicht die Glocke gehört hast, die das Ende des Arbeitstages ankündigt, du hast keine Ahnung, wie sich ein Tagesmarsch mit einem vollen Rucksack anfühlt, bevor du es nicht ausprobiert hast, und du hast keine Ahnung, was es heißt, auf der Mauer zu sein, bevor du nicht zwölf Stunden darauf Wache gestanden hast.

Nie ist die Zeit langsamer verstrichen als an diesem Tag. Die Zeit auf der Mauer ist ein Sirup. Irgendwann, wenn du genug Stunden auf der Mauer verbracht hast, lernst du, mit der Zeit umzugehen. Du trainierst es dir an, nicht auf die Uhr zu schauen, weil es nämlich niemals, nie, nie, nie so spät ist, wie du denkst oder hoffst oder dich sehnst, dass es sei. Du lernst zu schweben. Du wirst vollkommen passiv, du lässt den Tag durch dich hindurchgehen, du hörst auf zu versuchen, ihn deinerseits hinter dich zu bringen. Aber es dauert Monate, bis du das schaffst. Während der ersten Wo-

chen, und insbesondere an deinem ersten Tag, siehst du alle fünf Minuten auf die Uhr. Es ist ganz so, als gäbe es auf der Mauer eine besonders langsame Zeit. Du kannst es nicht fassen, du guckst immer und immer wieder nach, und das macht es nur noch schlimmer.

Nach zwei Stunden, um neun Uhr, bringt ein Mitglied des Wachhaus-Küchenpersonals ein heißes Getränk vorbei. Manchmal ist es Tee, manchmal auch Kaffee, aber eigentlich ist es vollkommen egal, was es ist. Es ist ein heißes Getränk, ein Zeichen, dass deine ersten zwei Stunden hinter dir liegen. Jemand kommt auf einem Fahrrad daher und hat eine große Thermosflasche dabei. An jenem ersten Tag war es eine Frau, eine der Köchinnen, die auf der Mauer entlangefahren kam. Ich sah zu, wie sie an jedem Posten, zu dem sie kam, etwa eine Minute oder zwei anhielt. Sie plauderte mit den Verteidigern. Ich merkte, wie sich meine Augen mit Tränen füllten. Der Gedanke, dass jemand bei mir anhalten und sich mit mir unterhalten würde, kam mir plötzlich wie der größte Akt der Barmherzigkeit und Empathie vor, der mir jemals begegnet war. Als sie zu dem Posten kam, der an meinen angrenzte, dem, auf dem die Frau Wache stand, konnte ich sie beide lachen hören. Der Klang von Gelächter auf der Mauer – das kam mir so vor wie ein Eindringling aus einer anderen Welt. Und ich war erst seit zwei Stunden hier.

»Hallo, Herzchen, ich bin Mary«, sagte die Köchin und blieb mit ihrem Fahrrad neben mir stehen. Ihre lockigen Haare lugten unter ihrer Mütze hervor. »Hast du deinen Becher parat?«

Das hatte ich nicht. Ich legte mein Gewehr auf die Bank und holte den Zinnbecher aus meinem Rucksack, der zur

Standardausrüstung gehörte. Sie goss eine heiße braune Flüssigkeit aus der Kanne.

»Dein erster Tag, was? Armer Kerl. Das ist immer schwer. Aber du wirst dich dran gewöhnen. Und wenigstens regnet es nicht oder stürmt oder ist mitten in der Nacht, also hast du schon mal was, worüber du froh sein kannst.«

»Ich heiße Kavanagh«, sagte ich. Die Flüssigkeit war dunkelbrauner Tee, den man sehr lange hatte ziehen lassen. Daher war er eigentlich recht bitter, doch gleichzeitig hatte man so viel Zucker in ihn hineingerührt, dass er so süß wie Eiscreme war. Ich hatte noch nie zuvor in meinem Leben etwas derart Köstliches getrunken.

»Das weiß ich doch, Herzchen. Also, wir werden uns heute noch mindestens dreimal sehen, deshalb verpulvern wir am besten nicht jetzt schon unseren ganzen Gesprächsstoff. Halt immer schön die Augen offen!«

Und mit diesen Worten war Mary schon wieder auf ihr Fahrrad gestiegen und hatte sich zu Hifa aufgemacht, der (oder die) bereits den Granatwerfer niedergelegt und sich ihr erwartungsvoll zugewandt hatte. Ich sah den beiden zu und trank dabei meinen Tee. Währenddessen dachte ich, dass Andere ziemlich gute Chancen auf Erfolg hätten, falls es ihnen irgendwie gelänge, uns während einer Teepause anzugreifen. Mary kam bei Hifa an und die beiden umarmten sich kurz auf eine sehr unmilitärische Weise. Mary stieg von ihrem Fahrrad ab und lehnte es gegen die Bank. Dann goss sie Hifa Tee ein und belohnte sich auch selbst mit einem Becher voll, und die beiden machten es sich gemütlich und unterhielten sich. Ich war eifersüchtig. Mary schien ganz offensichtlich keine Angst zu haben, dass ihr bei Hifa der Gesprächsstoff ausgehen könnte. Sie redeten etwa fünf Minu-

ten miteinander, dann stieg Mary wieder auf ihr Fahrrad und radelte über die Mauer zurück, wobei sie jedem von uns kurz zuwinkte, wenn sie vorbeikam. Es waren noch drei Stunden bis zum Mittagessen. Ich beschloss, die Zeit in zwei Einheiten aus neunzig Minuten aufzuteilen und in der Mitte jeweils einen Energieriegel zu essen.

»Die haben da was in den Tee getan, damit man nicht an Sex denkt«, sagte jemand über den Kommunikator.

»Aber klar«, sagte jemand anderes. »Sie haben Tee reingetan.«

Die nächsten neunzig Minuten gingen sehr langsam vorüber, aber nicht so langsam, wie es die ersten zwei Stunden getan hatten. Ich sagte zu mir selbst: Vielleicht habe ich ja bei dieser Mauer langsam den Dreh raus. Großer Fehler. Während ich in der vergangenen Nacht ein wenig vor mich hingerechnet hatte, um mich selbst noch niedergeschlagener zu machen als ich das ohnehin schon war – zwei Jahre auf der Mauer, wenn ich Glück habe –, rechnete ich jetzt ein wenig herum, um meine Laune zu verbessern. Zwei Jahre sind gleich siebenhundertdreißig Tage, aber es sind ja jeweils zwei Wochen auf der Mauer und zwei Wochen, die man nicht auf der Mauer ist, also sind das eigentlich nur dreihundertfünfundsechzig Tage, und ein Tag ist ja eigentlich nur eine Schicht, denn wenn Andere während einer Schicht angreifen, bei der du nicht Dienst hast, dann ist das nicht dein Problem, also sind das dreihundertfünfundsechzig Schichten mit jeweils zwölf Stunden, was bedeutet, dass meine zwei Jahre auf der Mauer eigentlich nur sechs Monate sind, und das ist ja schließlich gar nicht so schlimm.

Nach vierundachtzig Minuten begann ich einen Countdown bis zum Essen meines Energieriegels. Dreihundert-

sechzig Sekunden, dreihundertneunundfünfzig, dreihundertachtundfünfzig ... ich zählte alle Sekunden bis hinunter zur eins. Dann nahm ich das in Wachspapier eingeschlagene Rechteck aus der oberen linken Tasche und packte es ganz langsam aus. Ich versuchte, mir viel Zeit dafür zu nehmen. Die Riegel, die man auf der Mauer bekommt, haben keinen Aufdruck, also weiß man nie, was drin ist. Wie ein Zufallsgenerator. Dieser hier war dicht und nussig und mit etwas durchsetzt, das wie Stückchen von roten Früchten aussah – weich und süß und sauer. Ich schenke dem, was ich esse, normalerweise keine besondere Aufmerksamkeit, aber auf der Mauer, wo es zumeist nichts gibt, worüber man nachdenken könnte, war ich von dem, was ich aß, geradezu besessen. Dieser Energieriegel zum Beispiel war anders als alles andere, was ich jemals gegessen hatte. Viel intensiver. Viel gewichtiger und bedeutsamer. Die Nüsse hatten eine andere Konsistenz als die Fruchtstücke. Der Riegel war zäh und trocken, aber auch weich. Objektiv und nüchtern betrachtet müsste man eigentlich sagen, dass er ziemlich ekelhaft war. Vielleicht könnte man sogar so weit gehen zu sagen, dass er grauenhaft war. Und gleichzeitig war er das Beste, was ich jemals gegessen hatte. Ich versuchte, ihn ganz langsam zu essen, versuchte, jeden Bissen so lange zu kauen, wie ich konnte, dreißig Kaubewegungen, vierzig, fünfzig, die Aromen veränderten sich, je länger ich kaute, die Früchte übernahmen die Herrschaft über die Nüsse. Ich verspürte Freude, als immer noch Dreiviertel des Riegels übrig waren, und blieb einigermaßen ruhig, als ich bei der Hälfte war, doch dann beschlich mich allmählich ein Gefühl des Bedauerns, als nur noch ein Viertel übrig blieb, dann das letzte Achtel, dann der letzte Bissen, keine Krümel mehr in der

Verpackung, weil der Riegel dafür zu dicht zusammengespreßt gewesen war, sogar dann nicht, als ich den Kopf zurücklegte und mir die Verpackung in den Mund kippte, aber ich kaute, fünfzigmal, einundfünfzigmal, zweiundfünfzigmal, ich schaue, ob ich es bis sechzig schaffe, nein, es ist nichts mehr übrig, nichts in meinem Mund außer Spucke und der leisen Säure getrockneter Himbeeren.

Als ich von meinem Energieriegel wieder aufsaß, befand sich der Hauptmann etwa hundert Meter von mir entfernt und ging direkt auf mich zu. Wenn ich »gehen« sage, dann ist das durchaus von Bedeutung. Die meisten anderen, zu denen auch ich zählte, trotteten oder schlurften über die Mauer, und fast jeder hielt unterwegs den Kopf gesenkt, und zwar eigentlich so gut wie immer. Wir verbrachten schließlich alle genug Zeit damit, aufs Meer hinauszuschauen. Diesen Moment, an dem man seine Aufmerksamkeit nach draußen richten musste, schob man dann so lange vor sich her, wie es nur irgend ging. Kopf runter, Blick nach unten. Es gab nichts Gutes zu sehen, wenn man aufschaute.

Der Hauptmann war da ganz anders. Er ging mit geradem, aufgerichtetem Oberkörper und sah sich um – oder zumindest meistens. Bei dieser Gelegenheit sah er geradewegs mich an. Er trug die äußere Bekleidungsschicht seiner Uniform, die leuchtend grün war. Die Uniform der Verteidiger ist nämlich das Gegenteil von Camouflage: Statt uns vor dem Feind zu verstecken, bemühen wir uns, so gut sichtbar wie möglich zu sein, sowohl für Andere als auch für uns selbst. Das soll bezwecken, dass sie abgeschreckt werden und wir Zuversicht schöpfen. Der Hauptmann sah seinerseits schon abschreckend genug aus – oder auch Zuversicht spendend, je nach Standpunkt.

Ich wandte den Blick von ihm und tat so, als würde ich den Horizont absuchen. Nichts zu sehen. Ich hätte in diesem Augenblick nichts gegen eine Bootsladung von Anderen gehabt, nur um die Anspannung zu durchbrechen.

»Kavanagh«, sagte er, als er bei mir eintraf. Seine Stimme war tief und besaß eine naturgegebene Strenge – er war einer von diesen Männern, deren ganz normale Sprechweise schon wie ein Befehl oder eine Zurechtweisung klang.

»Sir.«

»Wir sind hier, um das Meer zu beobachten«, sagte er. Ich verstand diese Bemerkung als Beweis dafür, dass er gesehen hatte, wie lange ich in meinen spätvormittäglichen Imbiss vertieft gewesen war. Die Mauer ist normalerweise kein Ort, an dem die Leute rot werden, aber ich spürte, wie es mir heiß ins Gesicht stieg.

»Tut mir leid, Sir.«

Er hörte auf, mich anzustarren, und wandte sich stattdessen dem Wasser zu. Beton Himmel Wind Wasser. Ein paar Augenblicke vergingen. Direkt über uns konnte ich die Kondensstreifen eines Flugzeugs sehen. Energie ist reichlich vorhanden, dank der Atomkraftwerke, aber das gilt nicht für Treibstoff, insbesondere nicht für Flugzeugtreibstoff, deshalb steigen mittlerweile nur noch sehr wenige Leute in ein Flugzeug. Das waren dann wahrscheinlich Mitglieder der Elite, die losgeflogen waren, um mit anderen Mitgliedern der Elite über den Wandel und die Anderen zu reden und darüber, was man dagegen unternehmen konnte. Zumindest behaupten sie immer, dass sie das tun. Ich spürte das altvertraute Sehnen, auch dort oben zu sein, einer von ihnen zu sein, statt hier unten und einer von uns zu sein. Der Hauptmann und ich sahen beide zu, wie das Flugzeug in der

Ferne verschwand. Wäre er eine andere Sorte von Mensch gewesen, dann hätte er jetzt wohl ausgespuckt.

»Der erste Tag fällt allen schwer. Der zweite ist schon leichter. Und der dritte noch leichter. Irgendwann werden Sie schon damit klarkommen.«

Er drehte sich wieder zu mir um.

»Das hier ist mein vierter Einsatz auf der Mauer. Während ich hier meinen Dienst verrichtet habe, ist noch nie ein Anderer über die Mauer gekommen. Ich habe noch kein einziges Mitglied meiner Truppe verloren. Und ich beabsichtige nicht, dass sich daran auch nur das Geringste ändert.« Er sah mich noch einmal an, um sicherzugehen, dass ich auch begriffen hatte, nickte dann und marschierte zum Ende unseres Abschnitts der Mauer hinüber, wo Hifa stand.

Ich dachte: Er ist schon ein beeindruckender Mann, unser Hauptmann. Er ist der geborene Anführer. Vier Einsätze auf der Mauer. Das bedeutete, dass er drei zusätzliche Einsätze geleistet hatte, von denen ihm jeder Vergünstigungen und Privilegien für sich und seine Familie eingetragen haben musste. Ein besseres Haus, besseres Essen, bessere Schulen für seine Kinder. Man sagt, das sei eine der Methoden, wie Leute es schaffen, aufzusteigen und Mitglieder der Elite zu werden. Ein Familienvater also. Ein tapferer Mann, ein sozial veranlagter Mensch, ein Anführer, ein Athlet. Ein Mensch mit Pflicht- und Verantwortungsgefühl. Ein Mann, von dem man sich in einer Schlacht gerne Befehle geben lässt. Wenn man mich dort auf der Stelle gefragt hätte, was das Allerunwahrscheinlichste wäre, was ich mir im Zusammenhang mit dem Hauptmann vorstellen könnte, dann hätte ich geantwortet: dass er darüber hinaus – mehr als alles andere – der größte verdammte Lügner war, dem ich jemals begegnet bin.

4

Ich hatte so lange für meinen Energieriegel und die Unterhaltung mit dem Hauptmann gebraucht, dass aus den neunzig Minuten bis zum Mittagessen nur noch achtzig Minuten geworden waren. Allmählich begriff ich, dass die Zeit sehr viel langsamer verging, wenn man andauernd auf die Uhr sah. Ein weiteres Flugzeug kam vorüber, diesmal in die andere Richtung – mehr Mitglieder der Elite, die kamen und gingen und ihre Gespräche führten. Ach wie wunderbar wäre es doch, dort oben in der Luft zu sein... Ein Wind kam auf, kein Sturm, aber doch stärker als nur eine Brise, und die Wellen unten im Meer rollten und kräuselten sich. Gleichzeitig klarte der Himmel auf, und ich konnte jetzt vier Wachtürme sehen: Die Sichtweite lag also bei zwölf Kilometern. Ich begann langsam zu verstehen, wie schwierig es selbst an einem klaren Tag sein konnte zu erkennen, was sich im Wasser befand, wenn Wind und Wellen und Sonne sich gegen einen verschworen hatten.

Die Gepflogenheiten beim Mittagessen sind von Wachturm zu Wachturm verschieden. In Ilfracombe 4 lautet die Anweisung, dass die Leute für zehn Minuten mit den beiden Verteidigern auf den ihnen am nächsten gelegenen Posten zusammenkommen dürfen. Das bedeutet, dass jeder höchstens zweihundert Meter von seinem Posten entfernt ist und

dass die größte Lücke, die zwischen den einzelnen, ihr Mittagessen einnehmenden Gruppen entsteht, vierhundert Meter beträgt. Es schien nicht allzu riskant, zweimal am Tag eine Lücke dieser Größenordnung in Kauf zu nehmen. Sollte man jedenfalls meinen. Um drei Minuten vor zwölf sah ich, wie Hifa am Posten 14 den Granatwerfer niederlegte und etwas aus dem Rucksack nahm, dann die Waffe wieder aufnahm und auf mich zuging. Ich drehte mich um, schaute in die andere Richtung und sah, wie die rothaarige Frau vom Posten 10 ebenfalls auf mich zukam.

Sie kamen gleichzeitig an und setzten sich wortlos auf die Bank. Dort legten sie ihre Waffen nieder und begannen, ihre Lunchpakete zu öffnen. Die Frau zog sich die Kapuze ihres äußeren Mantels zurück, und ich konnte ein paar rote Haarsträhnen sehen, die unter ihrer Wollmütze hervorgeschlüpft waren. Sie sah etwas weniger gereizt aus, als sie das heute früh getan hatte. Eindeutig kein Morgenmensch.

Hifa war immer noch von oben bis unten eingemummt. Alles, was ich sehen konnte, waren die Augen und die Nasenspitze. Wenn man mich vorher gefragt hätte, dann hätte ich gesagt, es sei vollkommen unmöglich, eine Mahlzeit einzunehmen, ohne die Sturmhaube abzunehmen, aber genau das hatte diese Person jetzt ganz offensichtlich vor.

Ich holte ebenfalls mein Mittagessen aus dem Rucksack und setzte mich ans Ende der Bank.

»Und, wie läuft's denn so, Frischfleisch?«, fragte die Frau.

»Kavanagh«, sagte ich und streckte meine Hand aus. Wir hatten beide immer noch unsere Handschuhe an. Sie ergriff meine Hand und schüttelte sie kurz und kräftig.

»Simpson«, sagte sie. »Oder Shoona.«

»Shoona. Es läuft ganz okay. Aber der Hauptmann hat

mich dabei erwischt, wie ich meinen Energieriegel angestarrt habe.«

»Ja, sowas tut der. Der erwischt die Leute. Stimmt doch, was, Hif?«

Hifa grunzte mit vollem Mund.

»Würdest du dein Mittagessen nicht lieber mit dem da drüben essen, mit...?«, sagte ich und winkte zu dem Mann hinüber, neben dem sie während des Frühstücks gesessen hatte und der auch auf dem Herweg neben ihr gegangen war. Er befand sich in der uns am nächsten gelegenen Dreiergruppe, die vierhundert Meter entfernt war. Shoona zuckte mit den Schultern.

»Du weißt doch, was man so sagt. In guten wie in schlechten Zeiten, aber niemals zum Mittagessen.«

Hifa schnaubte ein Lachen heraus.

»Seid ihr Fortpflanzler?«

Dieses Mal lachten sie beide.

»Nein, natürlich sind wir keine verdammten Fortpflanzler. Sehe ich etwa so aus? Nein, antworte lieber nicht auf diese Frage. Cooper und ich haben einfach nur Sex.«

»Du magst ihn«, sagte Hifa. Die Bemerkung war zu gleichen Teilen eine Feststellung, eine Frage und eine Frotzelei. Ich ärgerte mich ein wenig über die Bemerkung, denn ich hatte eigentlich etwas anderes fragen wollen: Wo hatten sie denn Sex? Es gab auf der Mauer keinerlei Privatsphäre. Nur den Fortpflanzlern (oder vielmehr Leuten, die versuchten, sich fortzupflanzen) und den Offizieren wurden separate Unterkünfte zugeteilt. In der Dusche vielleicht?

»Ja, schon ein bisschen«, sagte Shoona. »Jedenfalls mehr als dieses ekelhafte Sandwich hier.«

Dem war kaum zu widersprechen. Das Brot, aus dem das

Sandwich bestand, war knochentrocken und das, was eigentlich eine Schicht Frischkäse sein sollte, war so dünn, dass es schon fast unsichtbar war. Das Essen, das man auf der Mauer bekommt, ist normalerweise eigentlich ganz gut, sie geben sich Mühe damit, weil sie wissen, was für eine große Bedeutung es während der zwölfstündigen Schicht eines Verteidigers hat.

»So trocken wie ein Yetifurz«, sagte ich. Aus irgendeinem Grund war das unendlich lustig. Beide krümmten sich vor Lachen, gackerten, schlugen sich erst selbst auf die Knie und dann gegenseitig auf den Rücken.

»Wohl wahr«, sagte Shoona, als sie wieder zu Atem gekommen war. Dann nahm sie einen langen Schluck aus ihrer Wasserflasche. »Also, Yeti, Zeit, wieder zurück auf unsere Posten zu gehen. Diese Mauer bewacht sich schließlich nicht von selbst.«

Wir packten unsere Lunchsachen wieder ein, nahmen unsere Waffen in die Hand, und dann trotteten Shoona und Hifa wieder zurück auf ihre Posten. Hifa war schon fünf Meter weit gekommen, als er oder sie noch einmal stehen blieb, sich umdrehte und sagte: »Bis dann, Yeti.«

Nachdem Hifa und Shoona auf ihre Posten zurückgekehrt waren, wartete ich ein paar Minuten, bis ich wieder auf meine Uhr schaute. Allmählich begann ich zu lernen. Es war jetzt halb eins. Die gute Nachricht war, dass ich schon fünfeinhalb Stunden hinter mich gebracht hatte. Die schlechte Nachricht war, dass noch sechseinhalb Stunden vor mir lagen. Weil die Sonne jetzt höher am Himmel stand, konnte man besser sehen, was eigentlich zur Folge haben müsste, dass es nun eine weniger riskante Zeit war. Die Anderen wussten das aber auch, weshalb man sich nicht darauf ver-

lassen konnte. Wenn alle wissen, dass in dieser Zeit ein relativ geringes Risiko besteht, dann wäre das ja vielleicht gerade ein guter Augenblick, um einen Angriff zu wagen. Also ist ein geringes Risiko eigentlich ein hohes Risiko. Aber nicht umgekehrt.

Die Vormittage, der Tagesanbruch, die Abenddämmerung und die Nacht waren auf der Mauer eine Zeit für Poesie. Himmelbetonwasserwind. Die Nachmittage waren für die Prosa da. Zehntausend Kilometer Mauer. Ein Verteidiger alle zweihundert Meter: Also gibt es zu jeder beliebigen Zeit fünfzigtausend Verteidiger, die gerade ihren Dienst tun. Weitere fünfzigtausend für die zweite Schicht, also hunderttausend Verteidiger, die tagein, tagaus Wachdienst haben. Dazu kommt, dass es zwei Wochen auf der Mauer und zwei Wochen jenseits der Mauer gibt, also sind die Hälfte der Verteidiger gar nicht auf der Mauer, sie haben frei oder sie trainieren oder warten auf ihre zweiwöchige Dienstzeit. Zweihunderttausend aktive Verteidiger also zu jedem gegebenen Zeitpunkt. Fügt man dann noch das Betreuungs- und Hilfspersonal hinzu, die Offiziere und Verwaltungsbeamten, die Küstenwache und die Luftwaffe und die Marine, Leute, die auf Krankheitsurlaub sind oder was auch immer, dann sind das mehr als dreihunderttausend Menschen, die an der Verteidigung der Mauer beteiligt sind. Deshalb muss auch jeder auf die Mauer gehen, ohne Ausnahme. Das ist die Regel.

Abgesehen von den Fortpflanzlern. Das ist ein Paradoxon. Weil man auf der Mauer so viele Leute braucht, brauchen wir auch Leute, die sich fortpflanzen, damit es genug Menschen gibt, die die Mauer bemannen können. So, wie sich die Lage augenblicklich darstellt, reicht es anscheinend noch so gerade eben, aber man spricht darüber, die Einsätze zu ver-

längern, auf zweieinhalb Jahre zum Beispiel, um das Defizit auszugleichen. Doch die Leute wollen sich nicht fortpflanzen, weil die Welt so ein schrecklicher Ort ist. Also motiviert man sie, indem man sagt, wenn ihr zu Fortpflanzern werdet, könnt ihr die Mauer verlassen. Du pflanzt dich fort, um von der Mauer runterzukommen. Es gibt Leute, die sagen, das sei den Kindern gegenüber nicht fair, denn sie werden in eine Welt hineingeboren, in der sie dann irgendwann ihrerseits auf der Mauer Dienst tun müssen. Aber vielleicht müssen sie das ja gar nicht. Vielleicht werden ja dann alle Anderen ausgestorben sein und wir werden die Mauer gar nicht mehr brauchen. Wer weiß? Und außerdem können die Kinder ja auch selbst zu Fortpflanzern werden und auf diesem Weg wieder von der Mauer runterkommen. Und als Nebeneffekt würden sie noch die Lebensdauer unserer Spezies verlängern. Pflanz dich fort, dann kannst du gehen. Das ist der Slogan.

Warum wollen die Leute sich nicht fortpflanzen? Das ist so ein Gedanke, der sich nach dem Wandel durchgesetzt hat: dass wir in eine solche Welt keine Kinder setzen sollten. Wir haben die Welt zerstört und haben kein Recht mehr, sie noch weiterhin zu bevölkern. Leute, die sich nicht fortpflanzen wollen, werden Verweigerer genannt. Wir können uns nicht um all die Menschen kümmern, die es im Hier und Jetzt gibt, und sie auch nicht ernähren. Diejenigen Menschen nämlich, die es im Hier und Jetzt gibt, verhungern und ertrinken, sterben und sind verzweifelt. Jedenfalls die meisten von ihnen. Wie können wir es also wagen, noch mehr in die Welt zu setzen? Sie verhungern und ertrinken zwar nicht hier, in diesem Land, aber fast überall sonst, also was fällt uns ein, noch mehr Menschen zu machen?

Darauf gibt es viele unterschiedliche Antworten. Niemand kann vorhersagen, was in der Zukunft geschieht – das ist die eine Antwort. Gott befiehlt es uns – das ist eine andere Antwort, jedenfalls für manche Leute. Aber vielleicht lautet ja die beste Antwort – oder vielleicht meine ich damit ja auch nur die Antwort, die für mich am meisten Sinn ergibt – einfach nur: Deshalb. Weil das die beste oder schlechteste Antwort auf alle menschlichen Fragen ist. Warum sind wir hier? Deshalb.

Zurück zur Prosa. Die meisten Verteidiger stehen auf der Mauer, weil dort das meiste Personal gebraucht wird, aber die Mauer ist nicht die einzige Form des Grenz- und Küstenschutzes. Der Schwarm sucht das Meer nach Anderen ab, ortet sie und manchmal kommt es auch vor, dass er sie dann an Ort und Stelle »zur Strecke bringt«. Es ist schon seltsam: Nur die Verteidiger auf der Mauer reden tatsächlich offen darüber, Andere zu »töten«, denn wir sind diejenigen, die es von Angesicht zu Angesicht tun, und wir sind daher auch die Einzigen, die keine beschönigenden Umschreibungen dafür benutzen. Der Schwarm besteht aus ein paar Leuten in Flugzeugen und sehr viel mehr Leuten, die Drohnen steuern. Manchmal kennzeichnet der Schwarm die Position der Anderen für die Wache, deren vollständige Bezeichnung Küstenwache lautet, aber die alle nur Wache nennen und die zwei Arten von Schiffen benutzt, Mittelstrecken- und Kurzstreckenboote. Sie patrouillieren an der Küste entlang und auf dem Meer, und ihre Aufgabe ist es, die Boote der Anderen zu versenken. Die Verteidiger sind für den Rest der Anderen da, also diejenigen, die durchkommen. Und das ist eine beträchtliche Zahl, weil es so viel Himmel und Meer gibt, die beobachtet werden müssen, und weil zehntausend

Kilometer eine Menge Küste sind. Sie kommen in Ruderbooten und Schlauchbooten, auf großen, aufblasbaren Sitzreifen, in Gruppen und Rudeln und Paaren, in Dreierformation oder zu zweit oder allein; je kleiner ihre Anzahl, desto schwieriger sind sie oft aufzuspüren. Sie sind clever, sie sind verzweifelt, sie sind skrupellos, sie kämpfen um ihr Leben, also musste all das auch auf uns zutreffen. Wir mussten ebenfalls clever und verzweifelt und skrupellos sein und um unser Leben kämpfen, nur mussten wir das alles noch intensiver sein oder tun als sie, sonst käme es am Ende dazu, dass wir die Plätze tauschten. Ich wollte beim Kampf auf der Mauer nicht sterben, aber wenn ich die Wahl hätte, dann wäre mir das immer noch lieber, als aufs Meer verbannt zu werden. Einer kommt rein, einer geht raus. Für jeden Anderen, der es über die Mauer schafft, wird ein Verteidiger aufs Meer verbannt. Ein Tribunal aus Mitverteidigern tritt zusammen und entscheidet, wer die größte Verantwortung trägt, und dann werden diese Leute, in der Reihenfolge ihrer Verantwortlichkeit, noch am selben Tag in ein Boot gesetzt. Wenn fünf Andere es über die Mauer schaffen, dann werden fünf von uns aufs Meer verbannt. Es fiel nicht schwer, sich vorzustellen, dass man zu diesen Leuten gehören könnte. Deine ehemaligen Kameraden richten ihre Gewehre auf dich, während du in einem Boot aufs Wasser hinausgestoßen wirst – das einzige Gefühl, das noch kälter, einsamer und endgültiger ist, als auf der Mauer zu sein.

Die Mitglieder des Schwarms und der Wache werden nicht auf dem Meer ausgesetzt, also würden alle Leute viel lieber diesen Dienst tun, als auf der Mauer zu sein. Dadurch ist es aber natürlich auch viel schwieriger, einer dieser Einheiten zugeteilt zu werden. Um es in den Schwarm zu schaf-

fen, muss man eine Reihe von biomechanischen Tests durchlaufen. (Ich trage eine Brille, also habe ich mich gar nicht erst beworben. Wie ich später erfuhr, war das ein Fehler, weil es beim Schwarm auch sehr viel Boden- und Hilfspersonal gibt und ich dort durchaus einen Job hätte bekommen können.) Um es in die Küstenwache zu schaffen, ist es hilfreich, wenn man einen familiären Hintergrund hat, der irgendetwas mit Schiffen oder dem Meer zu tun hat. Ich habe mir auch diese Bewerbung gespart, weil ich kaum jemals auf einem Schiff gewesen bin und Angst hatte, seekrank zu werden. Nein, für mich war es die Mauer. Ich wusste immer schon, dass es die Mauer werden würde.

Jener erste Nachmittag ging sehr langsam vorüber. Ein paarmal flog über mir ein Flugzeug vorbei und einmal, so gegen zwei Uhr, sah ich ein Boot am Horizont. Ich wurde ganz aufgeregt und machte Meldung, wurde aber sofort von meinen Mitverteidigern niedergebrüllt, die alle sagten, es sei ein Schiff der Wache. Sie sagten, das könne man an der Form erkennen. Nachdem Yos mich zur Genüge über den Kommunikator einen Idioten geschimpft hatte, meldete sich der Sarge und sagte, dass ich schon bald in der Lage sein würde, die Schiffe der Küstenwache sofort beim ersten Sichtkontakt zu erkennen, und dass es besser sei, etwas zu melden, bei dem ich mir nicht ganz sicher war, statt nichts zu tun und dadurch etwas noch viel Schlimmeres zu riskieren. Danach fühlte ich mich ein wenig besser. Um drei aß ich noch einen Energieriegel, der aber im Gegensatz zu dem von heute Morgen aus herzhaften Zutaten hergestellt war – aus Kichererbsen, glaube ich, und vielleicht noch Sesamkörnern und Möhren. Er war nicht besonders lecker, aber ich war trotzdem dankbar dafür und noch viel dankbarer war ich für

Marys zweiten Besuch, als sie auf ihrem Fahrrad mit einer Thermoskanne voll heißer Flüssigkeit daherkam. Dieses Mal war es Kaffee.

»Fast geschafft«, sagte sie, als sie davonradelte. Aber das stimmte nicht, und die letzten paar Stunden gingen genauso schwerfällig vorüber wie der Rest des Tages. Gegen fünf begann es dunkel zu werden. Mittlerweile hatte es sich zugezogen. Es war einer jener Abende, die einem nicht unbedingt wie der Übergang zwischen Tag und Nacht vorkommen, sondern vielmehr wie ein Wechsel von hellgrau zu dichtem Grau zu Dunkelgrau und dann schließlich Schwarzgrau. Das Licht schwindet schrittweise, bis schließlich die Dunkelheit gewonnen hat. Dann gingen automatisch die künstlichen Lichter an, die auf der Mauer jeweils hundert Meter voneinander entfernt angebracht waren. Diese Lampen warfen einen schmalen Streifen aus sengendem Licht, der die ihn umgebende Dunkelheit nur noch dunkler zu machen schien. Man sagt, dass es auf manchen Abschnitten der Mauer üblich ist, die Lichter auszuschalten und stattdessen Nachtsichtgeräte zu verwenden, und ich konnte jetzt durchaus nachvollziehen, warum. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Plötzlich wurde mir klar, wie unglaublich schwer es sein würde, Andere zu entdecken, die in einer Nacht kamen, in der ungünstige Wetter- und Lichtverhältnisse herrschten. Und ich verstand auch, warum man als Neuankömmling immer mit einer Tagesschicht beginnt: damit man die Gelegenheit bekommt, sich an das Pensum von zwölf Stunden zu gewöhnen, bevor man in einer Schicht Dienst tun muss, in der es tatsächlich aufs Ganze geht, nachts, wenn die Anderen kommen.

Das war der Moment, an dem ich zum ersten Mal an die-

sem Tag besorgt wurde, nicht wegen meiner Müdigkeit oder der Kälte oder darüber, ob ich meine Wache überstehen würde, sondern wegen der Anderen. Es war nicht schwer, sich eine schwarzgekleidete Gestalt vorzustellen, die lautlos über die Mauer springt, mit dem Messer in der Hand und Mordlust in den Augen. Jemand, der nichts zu verlieren hat. Keine Warnung. Kein Erbarmen. Ich versuchte, geradeaus zu schauen und dann meinen Kopf von einer Seite auf die andere zu drehen und auch mein peripheres Sehen zu benutzen, so, wie man es uns in der Ausbildung beigebracht hatte. Alles, woran ich denken konnte, war, wie leicht es jetzt für die Anderen werden würde, wenn sie in diesem Moment angriffen.

»Ist schon etwas anderes, in der Nacht, was?«, sagte eine Stimme in meinem Ohr. Ich schaute mich um und bemerkte, wie Hifa zu mir herübersah. Ich hob zustimmend den Arm.

»Du gewöhnst dich dran«, fügte Hifa hinzu. »Mehr oder minder.«

Als die Abenddämmerung kam, ließ der Wind nach und das Meer wurde ruhiger. Ich konnte ein Motorboot in der Ferne hören. Eines von uns, wie ich annahm – kein Anderer würde einen Angriff in einem Gefährt wagen, das einen derartigen Lärm veranstaltete. Es war wahrscheinlich eine Küstenwachenpatrouille, die nach Einbruch der Dunkelheit heimfuhr. Weit über mir konnte ich auch ein Flugzeug hören. Das war dann wohl der Schwarm, auch auf dem Weg nach Hause. Der Wind und die Wellen waren jetzt viel leiser, aber ich nahm sie sehr viel deutlicher wahr, weil sie nicht mehr so konstant waren. Ich begann zu glauben, ich könne in ihrem Geräusch irgendwelche Muster erkennen und auch ein Flüstern oder Gesang oder Stimmen, die etwas murrel-

ten, das sich noch nicht ganz zu Worten ausgebildet hatte. Ein Bild ging mir durch den Kopf, es war nicht ganz eine Halluzination oder ein Wachtraum, sondern eher so etwas wie eine bewusst gesteuerte Fantasievorstellung – wie eine von diesen Geschichten, die man sich selbst erzählt, auf der Schwelle, die zwischen den Bewusstheitszuständen liegt, kurz bevor man einschläft oder kurz nachdem man aufgewacht ist. Die Geräusche, die Fast-Stimmen, kamen von einem Chor aus schwarzgewandeten Gestalten mit Kapuzen, die in einem beschwörenden Ritual sangen, um die Geister oder Götter oder Dämonen oder Ahnen milde zu stimmen. Sie standen in zwei Reihen, und ihre Gesichter lagen im Schatten und vielleicht wussten sie auch selbst nicht, was das, was sie sangen, zu bedeuten hatte. Vielleicht war es eine Totenklage, ein Grabgesang. Sie waren Mönche oder Nonnen oder eine Mischung aus beidem. Sie sangen, weil sie wollten, dass etwas geschah, oder auch, weil sie wollten, dass etwas nicht geschah. Der Gesang war eine Klage oder auch ein Gebet.

»Da kommen sie«, sagte der Sergeant über den Kommunikator. Ich war so benebelt, so weggetreten, dass mein erster Gedanke war, nun kämen die schwarzgewandeten Gestalten, sie seien aus meiner Fantasie herausgesprungen und befänden sich nun bei uns, hier auf der Mauer. Das Adrenalin half mir, mich wieder zusammenzureißen: Was er gemeint hatte, war, dass jetzt die Nachtschicht zu uns unterwegs war. Die nächste Schicht unserer Staffel war aus dem Wachturm gekommen und stapfte uns nun auf dem Wall entgegen. Ich glaube nicht, dass ich jemals gespürt habe, wie meine Stimmung eine so abrupte und vollständige Kehrtwende gemacht hat. Erleichterung durchströmte mich wie

eine gewaltige Flutwelle. Womöglich ist Erleichterung die reinste Form des Glücks, die es gibt. In diesem Moment hätte ich das jedenfalls steif und fest behauptet. Ich war nie in meinem Leben glücklicher gewesen, war niemals zuvor so vollständig und ekstatisch in der Gegenwart aufgegangen. Kälte? Welche Kälte? Hier kommt die nächste Schicht! Langsam, zugegebenermaßen, sehr, sehr langsam, mit gesenkten Köpfen vor sich hin trotzend und murrend, genau wie wir es vor zwölf Stunden getan hatten. Nehmt euch ruhig Zeit, Leute, dachte ich, geht so langsam, wie ihr wollt, solange ihr nur weitergeht und irgendwann hier ankommt.

Es gab in dem Moment der Übergabe keine Zeremonie und auch kaum eine Unterhaltung. Der Verteidiger, den ich vor zwölf Stunden hier gesehen hatte, kam an meinem Posten an. Er kaute Kaugummi. Er sagte nichts, nickte nur mit dem Kopf zu mir herüber – eine Geste, die eine Mischung aus Begrüßung und Verabschiedung war. Ich hatte mir bereits den Rucksack aufgesetzt und das Gewehr über die Schulter gehängt. Ich nickte zurück und machte mich auf den Weg zurück zum Wachturm und der Kaserne. Erst jetzt fiel mir auf, wie steif ich vor Kälte und Bewegungslosigkeit geworden war. Meine Beine schmerzten vom vielen Stehen. Der Wind, der wieder stärker geworden war, blies mir direkt ins Gesicht. Aber das machte mir nichts aus. Meine Schicht war vorbei. Das war das Einzige, was zählte.

Wenn du auf der Mauer bist, dann gibt es eine sehr simple Zeiteinteilung. Zwölf Stunden Dienst, zwölf Stunden frei. In der Praxis heißt das, vier Stunden freie Zeit für dich und acht Stunden Schlaf. Ich erinnere mich eigentlich nicht mehr so richtig, was ich an jenem ersten Abend gemacht habe, aber ich weiß immer noch ganz genau, wie es sich anfühlte,

als ich aus der Kälte ins Innere kam, vollkommen kraftlos vor Müdigkeit, und wie ich mir den Rucksack abgenommen und das Gewehr in der Waffenkammer abgegeben habe und wie ich dann einfach nur dasaß, in der Trockenheit und Wärme, und dachte, dass ich nie ganz zu schätzen gewusst hatte, was es heißt, sitzen zu können, niemals so ganz die Bedeutung des Sitzens begriffen hatte, dass ich es aber jetzt sehr wohl begriff und auch nie wieder unterschätzen würde, wie wunderbar es ist, nichts tun zu müssen und keine Erwartungen erfüllen zu müssen, außer einfach nur zu sitzen. Der Großteil meiner Patrouille saß ebenfalls herum. Wir befanden uns in der Kantine. Es gab Tee und Kekse – der beste Tee, die besten Kekse der Welt. Es wurde kaum etwas gesagt, und wenn etwas gesagt wurde, ergab es nicht besonders viel Sinn. Dann bekamen wir warmes Essen – ich weiß nicht mehr, was, aber ich weiß noch, dass ich nicht nur ein- sondern zweimal einen Nachschlag holte. Ein paar aus meiner Schicht gingen, um sich zu waschen, andere, um zu Hause anzurufen und zu hören, wie es denen ging, die sie zurückgelassen hatten, wer auch immer das sein mochte. Einige von uns spielten auf unseren Kommunikatoren herum, ein paar gingen in den Aufenthaltsraum, um Fernsehen zu gucken. Ich tat all diese Dinge nacheinander und wachte dann auf, als Yos mich an der Schulter packte und schüttelte.

»Du bist eingeschlafen«, sagte er. »Du dusseliger Trottel, am Ende hättest du die ganze Nacht hier gesessen.« Seine Stimme klang freundlicher als seine Worte. Der Aufenthaltsraum war leer, auf dem Bildschirm lief eine Talkshow, aber der Ton war ausgestellt. Er lachte. »Der erste Tag ist immer besonders lang. Schlafenszeit.«

Ich folgte ihm zum Schlafsaal in der Kaserne. Es gab un-

terschiedliche Arten der Raumaufteilung an den unterschiedlichen Abschnitten der Mauer, je nachdem, wann sie gebaut worden waren; in manchen Wachtürmen gab es sogar Einzel-Schlafzimmer. Diese Raumaufteilung hier, bei der alle in einem großen Saal schliefen, stammte noch aus einer Zeit, als man die Theorie vertrat, Verteidiger sollten so viel wie möglich miteinander teilen. Auf diesem Wege wollte man ihnen begreiflich machen, dass sie alle in einem Boot saßen. Die Mitglieder meiner Schicht waren im Bett oder machten sich gerade für die Nachtruhe bereit, die Betten der anderen Schicht waren leer. Alles verhielt sich genau so, wie es gewesen war, als ich erst am Tag zuvor angekommen war, auch wenn dieser Umstand – dass es erst vierundzwanzig Stunden her war, dass ich das erste Mal in diesen Raum gekommen war – überhaupt keinen Sinn ergab. Es fühlte sich eher wie vierundzwanzig Jahre an. Ich wusch mich, zog mir die Tageskleidung aus und dann meine Nachtkleidung an, angefangen mit der inneren Thermoschicht. Dann gingen die Lichter aus.

Ich setzte meine Brille ab und kletterte ins Bett. Aber in diesem Moment wurde mir klar, dass es da eine letzte Sache gab, die ich vor dem Einschlafen noch erledigen wollte. Also setzte ich meine Brille wieder auf, stieg aus dem Bett und ging bis zur hinteren Ecke des Schlafsaals. Der Großteil der Truppe schlief bereits, ein oder zwei schnarchten auch schon. Irgendjemand, ich konnte unmöglich erkennen, wer, las unter der Bettdecke mithilfe einer winzigen Taschenlampe. Mittlerweile war der Mond aufgegangen und ein greller Lichtstrahl fiel durch die schmalen hohen Fenster. Neben der letzten Schlafnische vor dem Waschraum blieb ich stehen. Ich schaute nach unten und sah, wonach ich ge-

sucht hatte: karamellfarbene Haut, kurze, gewellte Haare und eine Knopfnase, die gerade eben über der Kante der dick gestapelten Bettdecken hervorlugte. Ich dachte schon, ich wäre unbemerkt davongekommen, aber gerade in dem Moment, als ich mich abwandte, sah ich, dass Hifas Augen offen standen und mir daraus ein scharfer, amüsiertes Blick entgegenfunkelte. Dennoch, ich hatte bekommen, was ich wollte.

Hifa war eine Frau. Ich ging wieder zurück ins Bett, und das war mein erster Tag auf der Mauer.